

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 41.

Berlin, Dienstag den 6. April

1847.

Böhmen.

Das Böhmerland und die Böhmen.

Die literarische Thätigkeit, welche seit einigen Jahrzehenden in einem Theile des Slawenthums, der für dasselbe bereits eine Zeit lang als abgestorben galt, wieder erwacht ist, nämlich in Böhmen, ist nicht nur für die Bewohner des böhmischen Bodens selbst, welche slawischer Abkunft sind, eine Quelle frischeren Lebens, sondern auch für die Stämmigenossen und insbesondere die Polen sehr verheißungsvoll geworden. In dankbarer Erfassung des Gedankens, an den in neuerer Zeit zuerst die wiedererstandene böhmische Poesie erinnert hat: daß das Slawenthum ein Ganzes von Natur sey und die gemeinsamen Kräfte in Zukunft dazu anwenden müsse, den aufgelösten Zusammenhang zuvörderst innerlich wieder herzustellen, ist auch Polen den Genossen, die ehemals harte Kämpfe von ihm trennten, wieder nahe getreten, und indem auch die anderen slawischen Schwestern, die überall, wie aus dem Winterschlaf ersehend, herzugekommen sind, ist Böhmen gewissermaßen der Mittelpunkt eines geistigen und nationalen Verkehrs geworden, wohl geeignet, die Blicke Deutschlands auf sich hinzulenken, dem die politischen Kämpfe des kleinen Landes in seiner Mitte noch in frischem Andenken sind. Gewiß steht es dem Deutschen wie dem Slawen zu, sich einer geistigen Entwicklung zu freuen, die, wenn sie auch in eine Art von Gegensatz zum deutschen Wesen, oft in Kampf mit demselben tritt, doch immer solche Früchte erzeugen muß, die allen Theilen zu Gute kommen. Eine jede Eifersüchtlichkeit auf die Erfolge des Slawenthums, sein Wesen da wieder in alter Reinheit herzustellen, wo es ehemals Geltung hatte, könnte nur der Kurzsichtigkeit entspringen, die das Gewicht des deutschen Elementes nach seinem äußeren Umfange mißt und ängstlich für die Niederhaltung desselben zittert, was einst von ihm überwunden und verdeckt worden ist, als wenn nicht selbst durch die Krisis der Entwicklung für das deutsche Idiom, hier für das deutsche Böhmen, gleichfalls ein reicher Gewinn zu erwarten stände, der ohne die Anregung des Kampfes verloren ginge!

Herr Chojecki, der polnische Verf. der in der Anmerkung genannten Schrift*), macht, nachdem er zuerst einen kurzen Blick auf das heutige Böhmen geworfen, seine Leser flüchtig mit der Geschichte des Landes bekannt. Bisher hat nämlich Polen über die früheren politischen Verhältnisse Böhmens in voller Unkunde geschwebt, während Deutschland sich mit der Geschichte befreundete und sich um die böhmische Literatur nicht kümmerte. Sie wird aber nun auch für Deutschland von besonderem Interesse dadurch, daß sie die Momente enthält, welche uns das Geschichtsleben des Volkes anschaulich machen, und weil die Thätigkeit der heutigen Literaten gerade auf den Punkt gerichtet ist, die historischen Denkmale der Nation aus der Vergessenheit zu ziehen und zu Motiven der Begeisterung für den Fortschritt auf nationalem Wege zu machen.

Lenkt man nach der Schlacht am weißen Berge den Blick auf die politische Geschichte Böhmens, so scheint es, als wäre Alles zu Grabe getragen, was vordem die Selbstständigkeit des Landes ausmachte, doch zeigt auf der anderen Seite die literarische Bewegung ein Aufersichgehen aus langer lethargie und stärkt der über alten Monumenten schaffende Geist die Hoffnung auf die Zukunft des Slawenthums in Böhmen. Er vereinigt die Studien der Geschichte als eine begeisterte Arbeit mit den Interessen der Gegenwart, deren Beachtung lohnender seyn mag, und giebt durch das Zusammentreffen der Geschichte und Literatur das Gemälde des organisch gebildeten Volkszustandes.

Die czechische Literatur bietet vor unserem Jahrhundert nichts Erhebliches. Man theilt sie gewöhnlich in drei Perioden: die erste datirt von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1620; die zweite, gewöhnlich die des Absterbens genannt, bis zum J. 1774; die letzte umfaßt das Wiederaufleben der Wissenschaft und Kunst.

Uns wird nur die letzte und auch diese nur von dem Punkte an interessiren, wo Männer von Geist und Ausdauer nicht nur mit großen Massen gelehrten Materials, sondern auch mit neuen selbständigen Schöpfungen hervortreten. Diese Zeit behandelt Chojecki auch mit sichtlich Vorliebe, indem er ihr verhältnißmäßig den meisten Raum widmet. Durch zwei Zeitschriften: „Alasatel“ und die „Erflinge der freien Wissenschaft“, wurde das neue literarische Treiben vorzüglich angeregt. Es eröffnete sich in ihnen zuerst ein Organ für die Alterthumsforscher, die Philologen, die Belletristen

und Bersenmacher, so daß dieser Kreis der Bewegung, welchen die beiden Blätter gestatteten, bald zu eng wurde. Sie gingen ein, und die Schriftstellerei, welche sich in Prag konzentrierte, brachte eine Reihe selbständiger, dichterischer und prosaischer Werke hervor. Eine Sammlung von Gedichten Puchmajer's und eine solche von Jungmann (Slovecnost) gewannen allgemeine Aufmerksamkeit und dienten den angehenden Dichtern zum Muster. Beide Bücher waren eine Art Chrestomathie und enthielten das Beste von dem, was in der czechischen Literatur sich vorfand. Puchmajer war ein tüchtiger Kenner der Poesie, besonders was ihre Form angeht, und besaß einen reinen, wenn gleich in das Phantastisch-Klassische verlebten Geschmack. Jungmann's Kenntniß erstreckte sich mehr auf die Prosa; sein Stil selbst ist schlicht und anziehend.

Unter den über die Rechtschreibung entstandenen Kämpfen, die namentlich zwischen Polkowicz und Dobrowski mit einiger Leidenschaft geführt wurden, trat plötzlich eine ganze Reihe junger Dichter hervor, an deren Spitze sich Kolar stellte. Im J. 1793 geboren, ist er noch gegenwärtig protestantischer Pastor in Pests. Er empfing seinen ersten Unterricht in Ungarn, von wo er sich auf die theologische Fakultät der Universität Jena begab. Schon dort gab er im J. 1821 einige erotische Sonnetts heraus. Drei Jahre später erschienen die ersten Gesänge seines Hauptprodukts (Slavy Deera), und im Jahre 1822 wurde die ganze Ausgabe in fünf Gesängen, bedeutend vermehrt, ans Licht gebracht.

In Böhmen wußte man anfangs nicht, was Kolar unter seiner „Slawentochter“ verstehe; man war der Meinung, er denke sich darunter das ganze Slawenthum, in dem er alle einzelnen Stämme zur Einheit zusammenfasse; dann konnte man aber die Andeutungen nicht erklären, welche von der Liebe überall durchspielten. Das eigene Leben des Dichters nur konnte den Schlüssel zu diesem Räthsel geben. Als Kolar im J. 1816 sich in Jena aufhielt, lernte er eine protestantische Pastorfamilie kennen, die in der Nähe dort wohnte. Es war eine Tochter im Hause, welche die Zuneigung des Dichters in hohem Grade gewann und sie erwiderte. Die Frau Pastorin begünstigte das Verhältniß nicht, indem sie die materielle Seite einer daraus hervorgehenden Ehe ins Auge faßte. Kolar mußte schweren Herzens die Universität verlassen, sich nach Ungarn begeben, um möglicher Weise die Bedingungen zu erfüllen, welche eine „gute Hausfrau“ an die Ehe stellt. Von hier aus blieb er in beständigem Briefwechsel mit dem Gegenstande seiner Neigung und schrieb nebenbei, um seinen Gefühlen Luft zu machen, die „Slawentochter“ — bis er plötzlich die Nachricht vom Tode seiner Geliebten erhielt. Von nun an überwiegt der Schmerz in seiner Dichtung. Erst nach deren Vollendung kam der Post zu der überraschenden Entdeckung, daß der Tod seiner Braut nur fingirt worden war. Der Pastor Schmidt war gestorben, und seine hinterlassene Witwe hatte, aus Mißtrauen auf die Hoffnungen des jungen Dichters und um sich der Stütze ihrer Tochter nicht zu berauben, das seltene Ausfluchtmittel gewählt, die jungen Leute von einander zu trennen. In tiefer Schwermuth besang Kolar seine Geliebte in zarten Sonnetten, während sie, keine Nachricht von ihm empfangend, den Entschluß faßte, ihr Leben dem Jungfrauenstande zu weihen.

So kam das Jahr 1830; die „Slawentochter“ erschien, von den Zeitschriften bis in den Himmel erhoben, von den Lesern mit Begierde ergriffen und von den begeisterten czechischen Jünglingen auswendig gelernt. Durch einen glücklichen Zufall gelangte die Dichtung auch in die Hände der Braut Kolar's; sie erfuhr aus ihr den ganzen Zustand der Dinge, und, mit neuer Hoffnung erfüllt, gab sie durch ein Schreiben dem Dichter Kunde von ihrem Leben und ihrer unvergänglichen Zuneigung. Indes pflegte sie ihre Mutter bis zu deren Todesjahre und folgte dann ihrem Gatten nach Ungarn.

Was nun den Inhalt der Dichtung betrifft, so ist er getheilt zwischen dem sentimentalischen Gefühl verlorener Liebe und der Klage über die Unterdrückung des böhmischen Slawenthums durch Magyaren und Deutsche. Die Gedanken, welche sie entwickelt, sind weder tief, noch überraschend; der ganze Werth besteht in der Wärme der Begeisterung, welche aus ihnen hervorströmt. Daher wird die Dichtung auch nur insofern ein bleibendes Denkmal der böhmischen Literatur seyn, als sie die Macht des subjektiven Geistes zeigt und den ersten Pulsschlag im slawischen Leben, aus dem unnatürlichen Zustande, in welchem es sich befindet, hinauszutreten. Sie führte Kolar auf den Gedanken des Panlawismus, weil er in dem eigenen Volksstamm die geistige und physische Kraft der selbständigen Fortentwicklung nicht mehr fand, und hat allerdings das Verdienst, zu einem Bewußtseyn angeregt zu haben, daß noch draußen eine slawische Bräderschaft existire, von der Böhmen bis dahin

*) Böhmen und die Böhmen am Ende der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts von Edmund Chojecki. 1. Band. Berlin, Schneider und Comp., 1847.

nichts Gemeinsames kannte, als die Abstammung der Sprache; aber die politischen Combinationen Kolar's bewegen sich allein im Gebiete schöner Träume.

Mit der „Slawentochter“ verabschiedete sich Kolar von der Dichtkunst. Um sein System auf Quellen und feste Gründe zu stützen, wandte er sich der Alterthumsforschung zu und benutzte seine Dichtphantase zur Enthüllung nackter historischer Thatsachen. Eine Reihe von Untersuchungen widmete er dem Namen der Slawen: ob Slowianin oder Slawianin? (jenes von *slowo* = Wort, dieses von *slawa* = Ruhm abgeleitet). Die letztere Ableitung gefiel ihm mehr; er wählte aber einen unglücklichen Weg, um zu dem Resultat zu kommen, daß sie die richtigere sey.

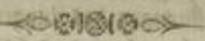
Später erschienen seine Reisebriefe aus Italien und Deutschland, in denen seine Sacht, überall Reste des Slawenthums zu entdecken, bis ins Lächerliche ausgedehnt ist. Seine Phantasie schadete offenbar seiner Geschichtsforschung, und er mußte daher immer mit beiden in Konflikte kommen. Ein Zeugnis hierfür giebt auch seine slawische Mythologie.

Kolar steht heute in Pesth an der Spitze der slawischen Partei und ist den öffentlichen und geheimen Angriffen und sogar thätlichen Beleidigungen der Magyaren jetzt wie früher ausgesetzt. Seine Genossen umgeben ihn dagegen mit großer Anhänglichkeit und Ehrfurcht, da sie nicht umhin können, seine wirklichen Verdienste und die Reinigung der böhmischen Sprache hoch anzuschlagen. Indem Kolar jetzt vorzugsweise auf das Volk und die Jugend zu wirken sucht, läßt er Predigten und Kinderschriften drucken (*citanki*), aus welchen sogar die katholische Geistlichkeit Belehrung schöpft. In der Aufrechterhaltung seiner Beziehungen zu Böhmen bleibt Kolar seinen alten Erinnerungen treu. Seine „Slawentochter“ hat zwar aufgehört, ein begeisterndes und anregendes Moment für die slowakische und czechische Bevölkerung zu bilden, allein sie erhält bei der letzteren in artistischer Beziehung noch immer die Aufmerksamkeit, und fast alle jüngeren Dichter haben nach ihrer Form sich gebildet, obgleich endlich, man kann sagen zum Glück, die einförmige Sonnetomanie nachgelassen hat. Außer Kolar hat kein Dichter in Böhmen sich durch beachtenswerthe Originalität hervorgethan oder eine gleiche Bewegung in der Literatur bewirkt, wie er.

Doch hat Czjelakowski, wenn ihm auch die anregende Kraft fehlt, durch seine kleinen Dichtungen, meistens Uebersetzungen, auf den Geist der Jugend sehr vortheilhaft gewirkt. Er hatte lange mit äußeren Misgeschicken zu kämpfen und suchte in Böhmen als Redacteur einer belletristischen Zeitschrift sich mit einer zahlreichen Familie zu erhalten, bis endlich durch die preussische Regierung, welche ihm in Breslau ein Katheder für die slawische Literatur anvertraute, seine äußere Stellung gesichert wurde.

Heute ist Czjelakowski der populärste Dichter in Böhmen. Sein Verdienst besteht in der Kunst, den Charakter der Volkslieder, selbst in den Uebersetzungen, nachzuahmen. Darauf beschränkt sich aber auch seine Richtung. Im Uebrigen ist er mehr Sprachkennner als Dichter: seine kleinen Productionen scheinen ihm für die Entwicklung eines organischen Gedankens nicht Raum zu gestatten. Seine Nachfolger und Nachahmer sind unbedeutend, nur in Uebersetzungen haben sie Manches zu Tage gefördert, was der Rede werth ist. Auch in der Novellistik sind die ersten Versuche noch sehr dürftig ausgefallen. Der deutsche Leser würde sich bei ihnen nicht aufhalten; er findet erst in der Geschichtsbearbeitung Böhmens einen Boden, welcher ihn fesseln kann, wir werden daher auf sie zurückkommen, sobald der verheißene zweite Band der Schrift Chojack's die Presse verlassen hat. Seinem Urtheile können wir uns unbefangen anschließen, da er kein bloßer Lobredner des Slawenthums ist, sondern mit besonderer Unparteilichkeit die verschiedenen Interessen bespricht.

Polono-Germanus.



Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

I. Der Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und deren notwendige innere und äußere Entwicklung.

(Schluß.)

C. Die unumschränkte aber sittliche Denkfreyheit, und damit — in der Gesamtheit wie im Einzelnen — die Einheit des Seelenlebens, des Fühlens und des Denkens, des Glaubens und des Wissens, der Religion und der Philosophie. — Wir müssen hier abermals einwerfen, daß diese „unumschränkte sittliche Denkfreyheit“, als wirklich erreichtes Ziel vorgestellt, eine eben solche Unwahrheit enthält, als die sogenannte „Einheit des Seelenlebens“ sowohl in der Gesamtheit wie im Einzelnen. Schon der Begriff der Freiheit beweist dies hinlänglich. Wir fragen: Ist eine absolute Freiheit als fertiger, vollendeter Zustand möglich? (d. h. eine Freiheit, die wahrhaft so zu nennen ist, eine vernünftige, die also das Moment der Selbstbeschränkung, der Nothwendigkeit in sich selbst enthält) oder ist nicht jede menschliche Freiheit, und möge sie noch so vollkommen seyn, nur als Streben danach, als unendlicher Kampf, überhaupt als Entwicklung, denkbar? Alle menschliche Thätigkeit, im Leben des Einzelnen wie in der Weltgeschichte, ist dies nur durch das unendliche Streben, aus der Differenz in die Einheit zu kommen. Wäre aber dieses Streben nicht ein unendliches, hätte der Kampf einmal ein Ende, so hörte auch die Bewegung in der menschlichen Existenz, das Leben überhaupt auf; eben so wie sich entgegengesetzte Electrici-

täten gegenseitig verschlucken, sobald sie sich vereinigt haben. Es bleibt dann nicht sowohl eine Harmonie beider übrig, als vielmehr geradezu — Nichts.

Von einer endlichen Erreichung jenes unendlichen Ziels kann also unserer Ansicht nach gar nicht die Rede seyn; der Widerspruch liegt schon in den Worten selbst. Der Verfasser bemerkt treffend den Grund, warum zuerst das mildere Repressivsystem sich der Freiheit entgegenstellte, und sieht in dem Umstande, daß man aus dem Präventivverfahren zu diesem milderen Zwange bereits zurückkehrte, eine Gewährleistung für die endliche Erreichung des Ziels der völligen Aufhebung jedes Zwanges. Er fährt sodann fort: „Daß dies Endziel der Entwicklung (die vollkommene Denk- und Glaubensfreiheit) wohl kein Traum sey, daß die Theorie zur Wirklichkeit werden könne, dies beweist annähernd Griechenland in seiner Blüthe, wo, die spärlichen (?) Uebereilungen des Glaubenseifers abgerechnet, die einzige Schranke der Denkfreyheit in der That die Sittlichkeit war.“ — Dieser Beweis aber ist aus vielen Gründen durchaus nicht schlagend. Erstens sagt der Verfasser selbst, daß er nur approximativ sey, wodurch er sich selbst den Stab bricht, da es hier gerade nicht um das Approximative, sondern um das Absolute zu thun ist. Daß die Denk- und Glaubensfreiheit annäherungsweise erreicht werde, ist ja gerade unsere Behauptung. Zweitens existirt zwischen der hellenischen Zeit und der unfrigen und jeder folgenden der wesentliche Unterschied, daß der griechische Staat zu seinem Lebensprinzip die Sittlichkeit hatte, während der christlich-germanische sich auf die Moralität gründet. Die Sittlichkeit ist die Moralität des vernünftigen Instinkts, die Moralität ist die Sittlichkeit des reflektirenden Bewusstseyns; der Unterschied läuft also auf einen Gegensatz zwischen Unmittelbarkeit und Vermittelung, zwischen natürlicher Harmonie und erstrebter Einheit hinaus; weshalb Sokrates, der den allgemein sittlichen Volksinstinkt in ein individuelles moralisches Einzelbewußtseyn verwandeln wollte, diesem Streben zum Opfer fallen mußte. Sobald also die Menschheit aus dieser sozusagen naiven Unmittelbarkeit des reflexionslosen Sittlichkeitsgefühls einmal herausgetreten war, konnte sie wohl die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese antreiben, wieder dahin zurückzustreben, aber eben weil dies Streben nur durch Vermittelung möglich, weil es selbst nur Vermittelung seyn kann, liegt das Ziel desselben in der Unendlichkeit, das Streben selbst aber verliert dadurch sowohl die Natur der Einheit als die Reflexionslosigkeit des sittlichen Gefühls. Der Verfasser scheint denn auch die Nothwendigkeit, welche in der Unendlichkeit des Strebens nach Freiheit liegt, wohl zu fühlen, obgleich er die unendliche Entfernung des Ziels in eine sehr weite verwandelt, indem er sagt: „Aber doch nicht so bald und nicht so leicht wird das Ziel erreicht werden. Es wird, dünkt mir, eine Zeit kommen, wo zwar auch das Repressivsystem beseitigt, aber dennoch die erlangte Freiheit des Geistes noch keine vollkommen unbehinderte seyn wird. Der Proselytismus, den wir schon jetzt vorzugsweise auf religiösem Boden kennen, wird sich auch auf politischem und socialem als Ersatz äußerer Zucht- und Zwangsmittel den Machthabern anbieten. Erst allmählig, bei rüstig fortschreitendem Sittlichkeitsstieg, wird dann auch der Proselytismus mit seinen Mäßigungslehren, seinen Absichten auf Unschädlichmachen der Vernunft, vom Schauplatz weichen und in der freiesten Ueberzeugung und Selbstbestimmung des Denkens das letzte Ziel verwirklicht werden.“

Wir müssen, wie gesagt, diese endliche Verwirklichung in Zweifel ziehen und stellen endlich dritten als letzten Grund dagegen die Behauptung auf, daß niemals seit Anfang der Geschichte eine Zeit gewesen seyn kann, wo — wie es der Verf. in A. von den orientalischen Naturvölkern versichert — eine vollkommene (wenngleich unbewusste) Seelenfreiheit ohne Unterscheidung zwischen Glauben und Denken existirt habe. Denn sobald der Mensch als Mensch zu existiren beginnt, tritt er auch eo ipso in die Differenz; wie schwach diese anfangs auch seyn mag, da ist sie, denn sie ist kein eigentliches Wesen. Nur diese Voraussetzung einer anfänglichen totalen Ungeschiedenheit zwischen Glauben und Denken kann den Verfasser auf den Schluß geführt haben, daß die Menschheit durch Vermittelung endlich auch wieder dahin gelangen müsse. Das Paradies der Geschichte liegt ebenso in einer unendlichen Vergangenheit, als die Seligkeit derselben in einer unendlichen Zukunft; d. h. beide liegen außerhalb der Geschichte, und diese nur zwischen ihnen. Hätte jemals (d. h. in einer bestimmten Zeit der Geschichte) eine absolute Ungeschiedenheit der Differenz im Menschen existirt, so hätte er niemals in die Differenz kommen können, ebensowenig wie das Thier aus seinen natürlichen Instinkt herauskann.

Darin aber stimmen wir wieder vollkommen dem Verf. bei, daß der Uebergang zu einem gesetzlichen Repressivverfahren eben so noch die Aufgabe und der Fortschritt für die nächste Gegenwart bleibt, wie er es schon für die nächste Vergangenheit war. Denn nicht auf Stunden und Tage läßt sich die Entwicklung zusammendrängen. Mancher Orten hat man den Schritt gethan, anderwärts hat man ihn zu thun unterlassen. Die Freiheit ist die Blüthe des Abends; nach Osten zu nimmt die Dämmerung ab. England und Nord-Amerika gingen im Allgemeinen auch auf dieser Bahn voran; seit der französischen Revolution folgten Frankreich und überhaupt die westlich-romanischen Völker. Deutschland, wiewohl in geschichtliche Verhältnisse verwickelt, die raschen und gemeinsamen Thaten nicht günstig sind, hat dennoch auf das Erbe eines freien Gedankenverkehrs, als den Schlüsselstein allmählicher Reformen, wie den mächtigsten Hindrang, so auch die nächste Aussicht und die meiste Anwartschaft. Diejenigen Staaten aber, die auch heute noch aus Scheu oder Furcht unverrückt (und ausschließlich) am Präventivsystem festhalten, bleiben hinter der Erkenntnis der Geschichte, ihres Inhalts und ihrer Aufgabe zurück und können nicht zu denen gerechnet werden, welche auf der höchsten Entwicklungstufe der Gegenwart stehen. Aber es waltet auch in diesem Bereich ein

Gesetz innerer Nothwendigkeit, dessen stufenmäßiger Verwirklichung der Mensch weder auf die Dauer zu widerstreben noch mit Erfolg ihr vorzugreifen vermag. Mit der Anerkennung dieses Gesetzes wollen wir uns nunmehr der ausschließlichen Betrachtung des Alterthums, der römischen Kaiserzeit, zuwenden.

Ehe wir aber dem Verfasser auf dieses Feld folgen, glauben wir dem Leser eine Schilderung des literarischen Verkehrs in der Blüthezeit des römischen Kaiserreichs mittheilen zu müssen, in welche der Verfasser erst später, nachdem er bereits den „Kampf der Monarchie mit der Rede- und Schriftfreiheit“ beschrieben hat, gleichsam erklärungsweise eingreift. Wir erlauben uns diese scheinbare Veränderung in der Folge der Kapitel aus dem Grunde, weil wir das gesammte übrige Material, d. h. den Inhalt des IV. und VI.—XII. Kapitels, so weit er von allgemeinerem Interesse ist, in einen übersichtlichen (dritten) Artikel zusammenzufassen gedenken, den wir durch ein spezielleres Eingehen auf die literarischen Verhältnisse des römischen Alterthums nicht weiter unterbrechen möchten. Insofern also ist jene Veränderung in der Kapitelfolge wirklich nur eine scheinbare. Sr.

England.

Das Unwesen auswärtiger Lotterien in England.

(Nach einem Aufsatze in der Dublin Review.)

In England ist bekanntlich, eben so wie in Frankreich, jedes öffentliche Lotteriespiel streng verpönt. Dennoch herrscht vielleicht in keinem Lande der Welt eine größere Spielwuth, dennoch werden nirgends häufigere und bedeutendere Summen den wechselnden Launen des Glückes anvertraut, als gerade in England. Hohe Glücksspiele, unter allerlei Gestalten und Vorwänden veranstaltete Auspielungen von Gegenständen der verschiedensten Art, bis ins Ungeheure gehende Wetten, z. B. bei Pferderennen und anderen Gelegenheiten, verschlingen gewaltige Summen, und was diese nicht thun, das vollenden die auswärtigen Lotterien, welche in England einen sehr beträchtlichen Absatz haben. Es ist dies wiederum ein Beispiel dafür, wie ein Volk Gesetze, die, noch so schön und edel in der Abstraction, doch mit seinem Willen und Bewußtseyn nicht völlig übereinstimmen, offen und dabei völlig straflos zu umgehen weiß. Bei den auch in unserem Vaterlande gerade jetzt häufig und ernsthaft geführten Debatten über das Lotteriespiel ist es gewiß nicht uninteressant, das Urtheil eines Engländer gerade über die deutschen Lotterien zu vernehmen; wir theilen deshalb Einiges aus einem diesen Gegenstand behandelnden Aufsatze mit, ohne im geringsten vertreten oder verantworten zu wollen, was der Verfasser von seinem Standpunkte aus darüber sagt.

„Vergebens hat die gesetzgebende Gewalt jenem Treiben ein Ziel zu setzen gesucht; es ist auch schwierig, und selbst in Frankreich, wo die richterlichen und Verwaltungs-Beamten in dieser Hinsicht mit einer fast unumschränkten Macht ausgerüstet sind, ist nur das hohe Briefporto die Veranlassung, daß die Agenten auswärtiger Lotterien, z. B. der Frankfurter, weniger Abnehmer haben, als in England. So wissen wir aus sicherer Quelle, daß fünf oder sechs Frankfurter Häuser mehr als 120,000 Circulare in England, Schottland und Irland verbreiten. Es ist übrigens zu bewundern, wie Leute, die doch größtentheils in jener alten Reichsstadt Deutschlands wohnen, mit solcher Sicherheit die Verhältnisse oft des kleinsten und unbekanntesten britischen Marktstädens oder Dorfes kennen, wie sie Namen und Wohnung von einfachen, schlichten Bürgern, Pächtern, Krämeru u. s. w. wissen, die oft kaum in dem engen Kreise ihrer Verwandtschaft oder in den Gränzen ihres Kirchspiels bekannt sind. Für die bekannteren und wichtigeren Gegenden genügt allerdings die Post; für die übrigen hat man Geschäftsreisende, welche Zeit und Gelegenheit finden, nicht nur Namens-Verzeichnisse anzufertigen, sondern auch über die Vermögens-Verhältnisse der Einzelnen Erkundigungen einzuziehen, so daß unter der Menge der aufs Gerathewohl ausgesandten Circulare doch immer eine ziemliche Anzahl ihres Erfolges sicher ist, namentlich unter den Herren von der anglikanischen Geistlichkeit, den Offizieren auf Halbsold, den Witwen und alten Jungfern.

Die gewöhnlichsten und verbreitetsten dieser „Speculationen“ kann man füglich in drei Klassen theilen. Die erste ist die der sogenannten Häuser- und Güter-Lotterien, wie sie namentlich in Oesterreich üblich sind; die zweite Gattung umfaßt die sogenannten Klassen-Lotterien, wie die Hamburger, die Frankfurter, auch die preussische; die dritte besteht aus Obligationen, die aus irgend einer von Oesterreich oder anderen deutschen Staaten kontrahirten Lotterie-Anleihe hervorgehen, welche Anleihen bekanntlich durch Prämien verzinst und getilgt werden.

Was die erste Gattung dieser Lotterien betrifft, so behaupten wir dreist, daß Jeder, welcher Loose zu einer Auspielung dieser Art nimmt, wenigstens eben so gut thäte, sein Geld ins Wasser zu werfen; jedenfalls aber besser, dasselbe irgend einem wohlthätigen Zwecke zu opfern. Das Verfahren bei jenen Lotterien ist etwa folgendes: Ein vornehmer Herr oder irgend ein anderer Mensch, welcher der Zubringlichkeit seiner Gläubiger nicht mehr entgegen kann, dabei ein Schloß oder ein Landgut besitzt, zu dem sich kein Käufer findet, weiß die Einkünfte kaum die Hälfte der Unterhaltungskosten decken, — ein solcher wendet sich an die Regierung und erhält von dieser die Erlaubniß, auf dem Wege der Auspielung sein Eigenthum loszuschlagen. Ein Banquier vierten Ranges übernimmt die Leitung des Geschäfts, und man

fertigt zunächst einen Prospektus an. In diesem wird z. B. ein Haus in irgend einer Vorstadt von Wien, welches vielleicht mehrere Jahre leer gestanden, weil ungeunde und widerwärtige Ausdünstungen in der Umgegend dasselbe unbewohnbar machten, plötzlich in einen Palast verwandelt; gehören dazu noch einige Fußreit Landes mit zwei oder drei Apfelbäumen und einem reichen Segen an Unkraut und Brennesseln — einige Federstriche verwandeln es in einen Zaubergarten. Handelt es sich etwa um ein mitten in Steiermark oder in Böhmen, weit entfernt von jeder Straße und jeder Verbindung gelegenes Landgut, so werden Moor und Wald, welche kaum die Kosten der Ausbeutung decken würden, plötzlich als eine unerschöpfliche Quelle des Gewinnes gepriesen. Dann werden die Verzeichnisse der zu gewinnenden Prämien mit jener Geschicklichkeit gemacht, welche ein französischer Minister geistreich die Kunst, die Ziffern zu gruppieren, genannt hat. Man stellt die Reihen auf drei oder vier verschiedene Weisen unter und an einander; und das Publikum bildet sich ein, sie enthielten das Bier- oder Fünffache des Prämienwertes, den sie in der Wirklichkeit enthalten. Da nun einmal der Zweck dieses Prospektus ist, die Augen des Publikums durch eine möglichst große Anhäufung von Ziffern zu blenden, so werden die Münzsorten, z. B. die Gulden, in Francs verwandelt. So betragen die 80,000 Gulden, der Hauptgewinn, schon 200,000 Francs. Aber dies ist noch nicht genug; die Frankfurter Agenten sind noch viel freigebiger, und zwar mit sehr geringen Kosten: sie machen nämlich durch geschickte und täuschende Einfügung einer 1, auf der linken Seite, den glücklichen Gewinner zum Besitzer von 1,200,000 Fr., d. h. etwa 300,000 Thlr. In dem Original-Prospekt vergißt man niemals den lodenden Paragraphen, wonach der Gewinner, falls er die baare Summe von 200,000 Francs der Besiznahme des Landgutes oder Palastes vorziehen sollte, auch diese nach Gefallen erheben könnte. Da indessen dieser Zusatz doch für den Frankfurter Speculanten unangenehm werden könnte, so läßt er denselben bald weg, und auf der Ankündigung bleibt allein das Eigenthum mit seinem Werthe von 1,200,000 Francs. Da der Verkauf solcher Loose in Deutschland, Frankreich und Rußland streng untersagt ist, so finden sich auf dem Kontinent in der Regel höchstens 70—80,000 Abnehmer. Man sucht diese also in England auf, und um die Engländer noch mehr zu loden, fingiren die Collecteurs eine Anzahl neuer Gewinne, indem sie ihre eigenen Freiloose in Prämien verwandeln. So ist z. B. der erste Gewinn ein prächtiger Palast; der zweite aber, und vielleicht die zehn folgenden, bestehen aus einigen Tausenden jener Freiloose, denen wieder die Möglichkeit gegeben ist, auf die nächste wirklich gezogene Nummer zu gewinnen; möglicherweise aber gewinnt man wieder neue Loose. Wir haben uns die Mühe gegeben, die Listen von mehreren Ziehungen zu vergleichen, und wir haben gefunden, daß im günstigsten Falle der Besitzer von hundert Loosen etwa 150—160 Thlr. gewonnen hatte, obgleich der Prospekt, indem er den Nominalwerth der an sich ganz werthlosen Freiloose berechnete, einen darauf gefallenen Gewinn auf 30,000 Thlr. angab. So sind häufig die Gewinne dieser Lotterien, die sich den papierernen Verheißungen nach auf bedeutende Summen belaufen, in der That fast gleich Null. Vor einigen Jahren kontrahirte der Fürst Esterhazy, der frühere österreichische Gesandte zu London, mit Rothschild eine Anleihe von etwa 4,500,000 Thlr., welche ganz in der Art der österreichischen Staatsanleihen, auf welche wir später kommen werden, vermittelst einer Lotterie abbezahlt werden sollte. Es finden jährlich zwei Ziehungen statt, und der höchste Gewinn ist in einigen derselben etwas über 30,000 Thlr., in anderen ein wenig geringer; außerdem giebt es Gewinne von ungefähr 6000, 5000, 3000 Thlr. und noch weniger. In zweiunddreißig Jahren haben sie alle zusammen eine Summe von ungefähr 8,000,000 Thlr. erreicht. Was thut man nun, um ein das Auge bestechendes Verzeichniß großer Summen zusammenzubringen? Einer oder mehrere große Gewinne bestehen in Bons dieser Anleihe! Wir geben hier als Beispiel das Schema einer solchen Ankündigung:

Besondere Ziehung.

Hauptgewinn:

100 Bons der Esterhazy'schen Anleihe.

Die Bons dieser von Herrn Rothschild kontrahirten Anleihe haben Antheil an folgenden Prämien:

dann folgen, mit ganz kleinen Buchstaben gedruckt, die Worte:

Zu ziehen in 64 Ziehungen, welche halbjährlich, den 15. Juni und 15. Dezember jedes Jahres, stattfinden.

4 Prämien von	150,000 Fr.	120 Prämien von	205 Fr.
A " " " " " " " "	125,000 "	240 " " " " " " " "	200 "
36 " " " " " " " "	100,000 "	240 " " " " " " " "	192 "
A " " " " " " " "	30,000 "	240 " " " " " " " "	187 "
A " " " " " " " "	25,000 "	240 " " " " " " " "	180 "
56 " " " " " " " "	20,000 "	16,080 " " " " " " " "	175 "
A " " " " " " " "	10,000 "	15,840 " " " " " " " "	167 "
60 " " " " " " " "	7,500 "	16,080 " " " " " " " "	162 "
128 " " " " " " " "	3,750 "	11,840 " " " " " " " "	155 "
256 " " " " " " " "	1,250 "	24,400 " " " " " " " "	150 "
320 " " " " " " " "	1,000 "	11,600 " " " " " " " "	142 "
336 " " " " " " " "	500 "	15,200 " " " " " " " "	137 "
1,280 " " " " " " " "	250 "	7,660 " " " " " " " "	130 "
120 " " " " " " " "	210 "	37,000 " " " " " " " "	125 "

Jedes muß einen dieser Gewinne erhalten, von denen der geringste 125 Francs ist.

Dann folgt die Aufzählung der Bons. Dies Alles erscheint auf dem Prospektus höchst lodend, und der unbefangene Zeichner für die Esterhazy'sche Anleihe meint wenigstens die Aussicht auf den Gewinn einer jener Prämien zu haben. Allein selbst wenn es ihm gelingt, die hundert Bons zu gewinnen, hat er doch nicht mehr als 13,550 Francs gewonnen. Was die 150,000 Francs u. s. w. u. s. w. betrifft, so gehören diese nur noch zum Theil unter die künftig zu verloofenden Prämien; denn da die Anleihe vor zehn bis zwölf Jahren gemacht wurde, so ist eine beträchtliche Anzahl der großen Gewinne schon gezogen, und man kann wenigstens zwanzig Jahre warten, ehe die Bons selbst für die geringste Prämie von 125 Francs fällig werden.

Doch kehren wir zu unserer Auseinandersetzung der Häuserlotterie zurück. Wir haben 160,000 — 170,000 Loose, und die noch zu gewinnenden Prämien belaufen sich auf ungefähr 120,000 Thlr.; der Hauptgewinn ist 30,000 Thlr., und die übrigen, ausgenommen vielleicht noch einen von 12,000 Thlr., sind so lächerlich gering, daß es weit ärgerlicher ist, einen solchen, als gar nichts zu erhalten. Aber obgleich die ursprünglichen Pläne dieser Lotterien schon ziemlich unverständlich sind, für die Frankfurter Agenten sind sie es noch nicht genug; diese zeigen sie unter einem völlig neuen Gesichtspunkte und so, daß man selbst dem geschicktesten Mathematiker ins Gesicht behaupten kann, er verstehe dieselben nicht. Der auf jedem Loose gedruckte Preis eines derselben ist etwa 3 Thlr.; in Wien bekommt man sie in den Kaffeehäusern für 1½ bis 2 Thlr. Allein ihr Werth wächst mit der Entfernung und mit der Unkenntnis und Leichtgläubigkeit des Publikums; so verkauft man sie in Frankfurt für etwa 3½, in Frankreich für 3, in England für mehr als 6 Thlr. Man mag daraus einigermassen sehen, welchen Gewinn die Agenten aus Geschäften dieser Art ziehen. Uebrigens sind die Aussichten für den Besizer eines einzelnen Loose noch viel schlechter, als man, selbst nach dem hier Angeführten, glauben sollte. In allen diesen Lotterien giebt es nämlich mindestens zwei Arten von Loosen; eine gewisse Anzahl, z. B. 20,000 oder 22,000, ist auf farbigem Papier gedruckt, und beinahe die Hälfte der Gewinne ist in einer besonderen Ziehung für diese Loose bestimmt, welche außerdem noch um den Hauptgewinn mit allen übrigen konkurriren. Jeder Abnehmer von fünf Loosen erhält ein solches Loos frei; da aber die meisten Abnehmer in der Regel nur im Besitze von einem sind, so kommen diese Freiloose den Agenten und Verkäufern zu Gute. Den Unternehmern der Lotterie kostet diese Großmuth nichts. Wenn sich nun die Frankfurter Agenten wenigstens noch damit begnügten, an dem Nutzen Theil zu nehmen, auf den das Publikum ein Recht hat! Aber nein; sie geben als sechstes Loos ein ganz gewöhnliches aus und verkaufen die anderen, deren wahrer Werth etwa 3½ Thlr. ist, für mehr als 12 Thlr. — Die Anzahl der Loose, die von jeder Lotterie in England abgesetzt werden, beläuft sich gewiß auf 5000 — 6000, von denen wenigstens 1000 nach den benachbarten Inseln und nach Frankreich von hier gehen.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Gattung solcher Institute, zu den Klassen-Lotterien. Obgleich solche Lotterien in verschiedenen Staaten, z. B. in Preußen, Sachsen, Holland u. s. w., bestehen, so gehört doch bei weitem der größte Theil der in England abgesetzten Loose der Frankfurter Lotterie an. Diese Lotterien haben, mit Ausnahme der verschiedenen Verhältnisse zwischen der Anzahl der Loose und der der Treffer, d. h. der verschiedenen Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, im Allgemeinen dieselbe Einrichtung. Die verschiedenen Klassen sind, da die in der einen gezogenen Nummern in der anderen nicht wieder gezogen werden, eigentlich nichts als eine einzige, nur öfter unterbrochene Ziehung. Und der Zweck dieser Einrichtung? Da der Preis der Loose ziemlich hoch ist und es Vielen unmöglich wäre, ein Loos zu kaufen, wenn sie den ganzen Betrag auf einmal zahlen müßten, so wird dadurch, daß die Bezahlung in einzelnen kleineren Raten geschieht, eine bedeutende Erleichterung und dadurch wieder eine allgemeinere Verbreitung der Theilnahme an der Lotterie bewirkt. Allein die Agenten, die in England dergleichen Geschäfte treiben, lassen sich von dem Käufer den ganzen Betrag auf einmal geben, und zwar eine Summe von etwa 60 — 65 Thlr. für ein Loos, welches sie selbst bei der Frankfurter Lotterie mit ungefähr 42 und in der preussischen mit 45 Thlr. Gold bezahlt haben. Die eigentlichen Lotterie-Comtoirs nehmen nicht mehr als die gesetzlich erlaubte Summe; da aber in der Regel die Spielenden nicht wissen, daß das Loos für jede Klasse erneuert werden muß, und sie schon bei der ersten Klasse das Geld für alle übrigen vorausbezahlt haben, so behalten die Agenten gewöhnlich die Loose zu den folgenden Klassen in ihren Händen; und trifft es sich nun, daß ein solches Loos gewinnt, so muß der eigentliche Besizer noch froh seyn, wenn er gegen eine bedeutende Vergütung, gewöhnlich 25 pCt. des Gewinnes, von seinem Agenten das ihm mit Zug und Recht zustehende Loos herausbekommt. Er hat nur die unangenehme Wahl, diesen Schaden zu tragen oder im Besitze des völlig werthlosen Papiers zur ersten Klasse zu bleiben und den ganzen Gewinn an den schlauen Agenten zu verlieren. Uebrigens ist von allen Klassen-Lotterien die preussische noch diejenige, welche dem Spieler die besten Aussichten auf Gewinn gewährt; auch muß man anerkennen, daß sie von allen am rechtlichsten verfährt, und daß die meisten ihrer Beamten und Agenten Ehrenmänner sind.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Uriel da Costa. Dieser gelehrte, aber unglückliche Philosoph von spanisch-israelitischer Abkunft, der unter dem Namen A costa von Karl Gupfow

zum Helden eines fast auf allen deutschen Bühnen (mit Ausnahme der Berliner) bereits aufgeführten Trauerspiels gemacht worden, gehörte einer auch jetzt noch in Holland blühenden jüdischen Familie an. *) A Costa war die lateinische Uebersetzung seines Namens, und da er als philosophischer Schriftsteller Mehreres in lateinischer Sprache geschrieben hatte, unter Anderem sein berühmtes „Borbild des menschlichen Lebens“ **, in welchem er die eigenen Kämpfe nach innen wie nach außen mit Meisterhand dargestellt, so haben namentlich ausländische Literaturhistoriker (unter Anderem Bayle) seinen Namen häufig wie jetzt Gupfow, aber natürlich immer unrichtig, geschrieben. **) Uriel da Costa ward gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Spanien geboren, wo seine Vorfahren bereits in mehreren Generationen dem äußeren Leben nach Katholiken schienen, im Innern aber und dem in häuslicher Stille festgehaltenen Bekenntnisse nach Juden geblieben waren. Solcher geheimen Juden gab es im sechzehnten Jahrhundert viele Tausende, sowohl in Spanien als in Portugal, wo sie mit dem Namen Nuevos Christianos (Neu-Christen) bezeichnet wurden, in die höchsten Staatsämter eintraten und mit den vornehmsten Familien des Landes sich verschwägerten. Einer derselben, Don Diego d'Espinoza, ein Großheim Benedikt Spinoza's, war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Präsident von Castilien und bekleidete sogar von 1566 — 1572 das Amt eines General-Inquisitors von Spanien. Häufig wurden jedoch die Nuevos Christianos ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an das Judenthum; immer schon der Inquisition verdächtig, fielen sie derselben, wenn sie sich nur im geringsten äußerlich verriethen, sofort anheim. Der berühmte Arzt Dr. Isaac Drobio, der selbst ein Nuevo Christiano gewesen war, als solcher auf der Universität Salamanca einen Lehrstuhl der Physik bekleidete hatte, nachmals in Sevilla von der Inquisition des heimlichen Judenthums angeklagt wurde und darauf nach Frankreich, so wie demnächst nach Amsterdam entfloß, wo sich bereits eine ganze Gemeinde ehemaliger Nuevos Christianos niedergelassen hatte, hat die Verfolgungen, die er in Spanien erlitten, in Limborch's (Professors in Leyden) Historia Inquisitionis beschrieben. Dieser Gemeinde in Amsterdam schloß sich auch mit seiner Mutter und seinen jüngeren Brüdern da Costa an, der als Katholik den Vornamen Gabriel geführt, bei seinem öffentlichen Zurüdtreten zum Judenthum aber den Namen Uriel annahm. Fast gleichzeitig finden wir im Schooße jener Gemeinde, die mit philosophischen Forschungen durch traditionelle Fortpflanzung der aristotelisch-arabisch-kabbalistischen Metaphysik vertraut war, die pantheistische und die deistische Richtung der Religionsphilosophie vertreten, und zwar durch Lehren, die auch heutzutage noch maßgebend in diesen beiden Richtungen sind. Spinoza war zwar noch ein Knabe, als da Costa starb, aber er hatte diesen persönlich gekannt, und die Lehren so wie die traurigen Schicksale des Letzteren sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Uriel da Costa, der in Spanien katholische Theologie und das kanonische Recht studirt und sich darin so ausgezeichnet hatte, daß er bereits im 25sten Lebensjahre zu einer der einträglichsten Pfründen, zum Säckelmeisteramt einer Stiftskirche, befördert worden war, hatte Amt und Einkünfte aufgegeben, um sich seiner Neigung zu Forschungen schrankenlos überlassen zu können. Seine Richtung war eine wesentlich deistische, und mit Unrecht hat man ihn zu den Sadducäern gezählt, die nicht bloß die Geisterwelt und die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch die göttliche Vorsehung leugneten, welche aber in dem Systeme da Costa's die Spitze bildete, obwohl er die Göttlichkeit des mosaischen Gesetzes, wie des Evangeliums, und die Autorität des Talmuds in Abrede stellte. Weil er aber seine Gegner oft „Pharisäer“ nannte, wie dies namentlich in seiner portugiesisch geschriebenen Abhandlung „Examen das tradiçoens phariseas conferidas con a Ley“ (Prüfung der mit dem Gesetz überlieferten pharisäischen Traditionen) geschieht, so hat man ihn und seine Lehren häufig als „sadducäisch“ bezeichnet. Zweimal ward er seines Deismus wegen in den großen jüdischen Bann gethan, von welchem er sich das erstemal durch einen theilweisen Widerruf zu befreien gewußt hatte. Da aber seine späteren Schriften nicht bloß gegen den Talmud und die Autorität der Rabbinen, sondern auch gegen jede positive Religion gerichtet waren, so schritt auch der Rath von Amsterdam — damals bekanntlich eine souveraine Behörde — gegen ihn ein und verurtheilte ihn zur Gefängnisstrafe und zu einer Geldbuße von 300 Gulden. Das dadurch für ihn herbeigeführte Ungemach, insbesondere aber der Umstand, daß er sich sogar von seinen Verwandten und Freunden verlassen sah, brachten ihn zur Verzweiflung, und er jagte sich im J. 1639 (nicht 1647, wie Bayle sagt), bald nachdem er jene oben erwähnte lateinische Schrift: „Exemplar humanae vitae“ vollendet hatte, eine Kugel durch den Kopf. Die vorstehenden Data haben wir zum Theil H. J. Koenen's (Magistrats-Raths von Amsterdam) „Geschiedenis der Joden in Nederland“ (Utrecht, 1843) entnommen. Inwiefern Gupfow's Trauerspiel damit übereinstimmt oder nicht, vermögen wir nicht zu sagen, da wir dasselbe noch nicht gesehen haben. †)

*) Isaac da Costa-Athias war im J. 1798 ein sehr thätiges Mitglied der „National-Versammlung“ der Batavischen Republik.

**) Uriel a Costa, Exemplar vitae humanae. Amstelod, 1639, in 4.

***) Die Verwechslung ist um so erklärlicher, als es wirklich mehrere spanische Schriftsteller Namens A costa gab, unter Anderen den Jesuiten José A costa († 1600), der eine Historia natural y moral de las Indias und ein lateinisches Buch De natura novi orbis geschrieben.

†) Näheres über Uriel da Costa und seine Schriften findet man in Paquet's Memoires (T. IV. p. 11 — 13), ferner in Bayle's Dictionnaire historique et critique, Artikel „A costa“, und in Rodriguez de Castro's Biblioteca Española, Vol. I.